Haus und Welt

Leuchten

Du aber wisse: Deine Träume wehen
wie welke Blätter über leere Fluren.
Wo ist ein Halt und wo ist ein Verstehen? —
Du suchst vergebens die verwehten Spuren.

Und deine Sehnsucht ist ein tiefer Weiher,
der schilfumstanden still im Walde liegt,
nur selten, daß ein Nebelschleier
sich auf dem klaren Spiegel wiegt;

Doch manchmal steigt ein goldnes Leucht[illegible]
aus seinem Grund, und streift dich lin[illegible]
Was ist es nur? — was will das [illegible]
ob es verwehte Träume sind?

Eine Heiratsgeschichte

Von Peter Rosegge[r]

Die Gallbeißerin zu Abelsberg war mit ih[rem er]sten Manne bereits fertig geworden, hatte von ihm ein zwei Stock hohes Haus geerbt und die Kleider. Was kann die Witwe mit den Kleidern ihres Seligen Vernünftigeres machen, als wieder einen Unseligen hineinzustecken. Ihren ersten Gatten hatte sie aus Liebe geheiratet, aus Liebe zu seinem zweistöckigen Haus. Nun ist es aber nicht wahr, was Poeten sagen, nämlich, daß der Mensch nur einmal liebe. Im nachbarlichen Städtchen Neubrunn lebte ein Kaminfeger, der Witwer war und nach einer Frau suchte, die ihm bisweilen den Kopf wasche. Dieser Mann hatte sich ein drei Stock hohes Haus zusammengefegt; die Gallbeißerin liebte ihn. Der Bäckermeister zu Neubrunn, ein guter Bekannter der Gallbeißerin und Freund des Kaminfegers, übernahm die Vermittlung und drückte seine Freude darüber aus, daß hier zwei Häuser zusammenkämen, die, übereinandergestellt, fünf Stock gäben!

Alsbald nach der Verlobung begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wozu der brave Bäckermeister zu Neubrunn sein möglichstes tat. Die Gallbeißerin ließ sich ein den fünf Etagen entsprechendes Brautkleid verfertigen; der Bräutigam aber holte sich aus irgendeinem hohen Schornstein eine Lungenentzündung herab und legte sich damit zu Bette. Mittlerweile war das Brautpaar auf den Kanzeln zu Abelsberg und Neubrunn feierlich verkündet worden; zu Neubrunn nach dem dritten Aufgebot hatten die Kirchenmusikanten sogar mit Pauken und Trompeten einen schallenden „Tusch“ aufgeführt, weil der Bräutigam seinerzeit auf dem Chor mitmusiziert hatte. Der Arzt war jedoch der Ansicht, daß die Hochzeit zu verschieben sei, erstens, weil der Bräutigam noch nicht gesund, und zweitens, weil er todkrank wäre. Man stellte sich den Schmerz der Braut vor, als sie solchermaßen das dreistöckige Haus in Gefahr sah. Sie beschwor den Arzt, alles aufzubieten, um zu retten, was zu retten sei, und sie besprach mit dem Bäckermeister, ob nicht der Ehevertrag sofort könnte ausgefertigt werden, was der Meister bejahte und ein Uebereinkommen auf Gütergemeinschaft sehr befürwortete. Es geschah, aber der Notar, wie solche Leute schon in allem auf das Umständliche und Verwickelte hinausspielen, schrieb unter den Ehevertrag als letzte Klausel: „Dieser Kontrakt tritt mit der kirchlichen Trauung obengenannten Paares in Gültigkeit.“

Der Tag der Trauung war da, der hochzeitliche Festsaal, Küche und Keller waren bereit, aber der Arzt erklärte die Trauung in der Kirche unmöglich, da eingetretenen Symptomen nach der Bräutigam nur noch wenige Stunden mehr zu leben habe.

„Ist denn nicht mehr ein Stock zu retten?“ wimmerte die Braut und sank in den Lehnstuhl. Bald hernach stürzte sie hin ans Bett und rief: „Mein Geliebter, mein Einziger, ich will dein Weib oder deine Witwe sein. Noch in dieser Stunde soll uns der Pfarrer trauen!“ Der Kranke faßte gerührt ihre Hand und dankte für ihre Liebe und Treue. Aber er wisse nicht, ob er das Opfer annehmen dürfe.

So wurde, da alles so weit gediehen war und keinerlei Hindernisse mehr obwalteten, die Trauung einfach und würdig, wie die Gallbeißerin es wünschte, am Krankenbett vollzogen. Die Hochzeitsgäste, an der Spitze der Bäckermeister und die Braut, begaben sich hierauf vom Krankenbett weg in den Gasthof zum Festmahl, bei dem es gar heiter herging, die Braut viel mit Wein verehrt und sogar der Sterbende leben gelassen wurde.

Sie waren gerade beim Schaumwein, den der noble Bäckermeister beigestellt hatte, und bei welchem wieder wacker angestoßen werden sollte, als die Nachricht kam, der Bräutigam sei ruhig im Herrn entschlafen.

Am andern Morgen, während auf dem Turme die Totenglocken klangen, bestieg die Gallbeißerin tränennassen Auges ihr vererbtes Haus bis zum dritten Stock. Den an Zins rückständigen Parteien kündigte sie die Wohnung, dann stieg sie, getragen vom Nimbus des Schmerzes, wieder zur Erde nieder.

Am Haustor erwartete sie der Bäckermeister, noch ein bißchen übernächtigt, aber nichtsdestoweniger nüchtern. Er zog sie mit zurück in den Flur, er habe mit ihr eine kleine Angelegenheit zu besprechen.

Es wäre allzufrüh, an diesem Tage schon! lispelte sie, das Auge zu Boden schlagend. Er aber meinte, es gebe Angelegenheiten, die nicht früh genug ins reine gebracht werden könnten. Er sei von jeher ein Mann der Ordnung gewesen, und auch sie, die Gallbeißerin, kenne er von dieser höchst ehrenwerten Seite. Er habe — und damit zog der Bäckermeister ein Papier aus der Tasche — einen Schuldbrief in der Hand, nach welchem er vor einundzwanzig Jahren dem Kaminfeger Ignaz Kratzer, nunmehr ihrem seligen Gatten, eine Geldsumme geliehen habe; diese Summe sei im Laufe der Zeit durch den vereinbarten Zinsfuß auf mehr als fünfundzwanzigtausend Gulden angewachsen. Dieses dreistöckige Haus sei unter Brüdern kaum sechzehntausend Gulden wert, ein anderes Vermögen sei nicht da, und es freue ihn — den Bäckermeister —, daß sein ehrenwerter, nunmehr heimgegangener Freund vor seinem Tode noch so einen schönen Ausweg gefunden habe, seiner Pflicht gerecht zu werden. Er sei überzeugt, die Witwe und Erbin werde das Andenken des Verstorbenen dadurch ehren, daß sie — wozu er bereits die amtlichen Wege zu betreten sich erlaubt habe — ehebaldigst den von ihrem Eheherrn unterzeichneten Schuldschein einlöse. In neue Schulden wolle er sie nicht stürzen, sondern erkläre sich in Gottes Namen mit den beiden Häusern sehr zufriedengestellt.

So sagte er. Der Schuldbrief war nicht abzuleugnen, und nun kamen für die Gallbeißerin Tage des wirklichen Schmerzes.

Es wäre unerquicklich, ihre Zornesausbrüche wiederzugeben, sie führten auch zu nichts. Die beiden Häuser mit den fünf Stockwerken fielen dem Bäcker zu, der diese Heirat schlau nur veranstaltet hatte, damit sich das Vermögen des Kaminfegers vergrößere und er zu seinem Gelde gelange.

Der Mann im Brunnen

Herr Tai aus An-ch'ing führte in seiner Jugend ein wildes Leben. Eines Abends, als er besoffen heimkehrte, traf er unterwegs seinen toten Vetter Chi; und da er in seiner Trunkenheit völlig vergessen hatte, daß sein Vetter tot war, fragte er ihn: „Wohin gehst du?“ „Ich bin bereits entkörpert,“ erwiderte Chi, „erinnerst du dich nicht?“ Tai verwirrte diese Antwort ein wenig, aber da er betrunken war, fürchtete er sich nicht und fragte seinen Vetter, was er dort in der Unterwelt täte? „Ich bin beim Hof des großen Königs als Schreiber beschäftigt,“ sagte Chi. „Dann mußt du alles über das uns bevorstehende Glück und Unglück wissen,“ rief Tai. „Es gehört zu meinen Pflichten,“ antwortete der Vetter, „selbstverständlich weiß ich es.

Aber ich sehe solch eine Unmenge von Entscheidungen, daß ich außer den mich und meine Familie betreffenden auf nichts weiter achte. So sah ich vor drei Tagen deinen Namen auf der Liste." Sogleich fragte Tai, was über ihn dort stand und der Vetter erwiderte: „Ich will dir die Wahrheit nicht verheimlichen; dein Name war für eine finstere und furchtbare Hölle vorgemerkt." Tai, der sich schrecklich beunruhigt fühlte, wurde sofort nüchtern und bat seinen Vater, ihm in irgendeiner Weise zu helfen. „Du mußt versuchen," sagte Chi, „etwas Verdienstvolles zu tun, das geeignet wäre, deine Strafe zu mildern; aber das Register deiner Sünden ist so dick wie mein Finger und nichts außer den allerverdienstvollsten Handlungen könnte dir vielleicht noch helfen. Was kann ein armer Bursche wie ich für dich tun? Hättest du jeden Tag eine gute Tat verrichtet, hättest du noch ein Jahr und länger Zeit, aber jetzt ist es zu spat. Aber bessere dich von jetzt ab, vielleicht besteht für dich doch noch die Möglichkeit, zu entkommen." Als Tai diese Worte hörte, warf er sich seinem Vetter zu Füßen und bat ihn, zu helfen; doch als er wieder aufblickte, war Chi verschwunden; so kehrte er betrübt heim und ging daran, sein Herz zu erforschen und sein Betragen zu ändern.

Tais Nachbar nun hatte ihn seit langem im Verdacht, daß er seiner Frau zu viel Aufmerksamkeit schenkte; und eines Tages, kurz nach dem eben geschilderten Erlebnis, begegnete der Nachbar Tai in den Feldern, verleitete ihn, einen versiegten Brunnen zu besichtigen und stieß ihn dann hinein. Der Brunnen war sehr tief und der Mann nahm an, daß Tai tot war; um Mitternacht jedoch kam er zu sich und begann um Hilfe zu schreien, aber niemand hörte ihn. Am nächsten Tag kam der Nachbar, der fürchtete, Tai könnte wieder das Bewußtsein erlangt haben, zum Brunnen und lauschte in die Tiefe; und als er ihn um Hilfe schreien hörte, begann er eine Menge Steine hinabzuwerfen. Tai flüchtete in eine seitlich gelegene Höhle und wagte nicht, sich weiter bemerkbar zu machen. Aber sein Feind wußte, daß er nicht tot war und füllte deshalb den Brunnen bis hinauf mit Erde voll. In der Höhle herrschte so pechschwarze Finsternis, wie in der Unterwelt und da es ihm unmöglich war, etwas Eß- oder Trinkbares zu finden, gab Tai alle Hoffnungen, am Leben zu bleiben, auf. Er kroch auf allen Vieren in der Höhle vorwärts, wurde aber vom Wasser am Vordringen gehindert und kehrte nach einigen Schritten auf seinen alten Platz zurück. Zuerst fühlte er Hunger, doch nach und nach verlor sich dieses Gefühl, und dann, als er bedachte, daß er auf dem Grunde des Brunnens kaum irgendeine gute Tat vollbringen konnte, rief er laut den Namen Buddhas. Bald darauf sah er eine Anzahl von Irrlichtern über das Wasser hin und her huschen und die Dunkelheit der Höhle erhellen und sogleich flehte er sie an: O, Irrlichter, ich habe gehört, daß Ihr die Schatten Verfolgter und Verunglückter seid. Ich habe nicht lange zu leben und habe keine Hoffnung, zu entkommen. Aber ich möchte gern einige Worte mit euch wechseln, um die Eintönigkeit meiner Lage zu unterbrechen.

Hierauf kamen die Irrlichter über das Wasser zu ihm herangeschwirrt und jedes von ihnen war ein Mann, der halb so groß war, wie sonst Männer sind. Tai fragte sie, woher sie kämen, worauf eines von ihnen erwiderte: „Das hier ist eine alte Kohlenmine. Der Besitzer zerstörte beim Graben nach Kohle die Lage einiger Gräber und Herr Lung-fei überschwemmte die Mine, wobei 43 Arbeiter ertranken. Wir sind die Schatten jener Männer. Es wisse nicht", fuhr es fort, wer Herr Lung-fei wäre, außer daß er Geheimschreiber beim Stadtgott war und daß er aus Mitleid mit dem Mißgeschick der unschuldigen Arbeiter es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, ihnen jeden dritten oder vierten Tag eine bestimmte Menge Haferschleim zu senden. Aber das kalte Wasser," fügte es hinzu, „durchweicht unsere Knochen und es besteht wenig Aussicht, sie je wegzuräumen. Ich bitte Sie, Herr, wenn Sie in einzelnen Tagen zu der Welt oben zurückkehren, unsere verfaulten Gebeine aufzufischen und sie in irgend einem öffentlichen Begräbnisplatz zu bestatten. Sie werden damit grenzenlose Dankbarkeit in dem unterirdischen Reich erwerben." Tai versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, wenn es ihm glücken sollte, hier zu entkommen. „Doch wie," rief er, „kann ich in meiner gegenwärtigen Lage hoffen, je wieder das Tageslicht zu schauen!" Dann begann er die Irrlichter zu lehren, ihre Gebete herzusagen und machte für sie aus Schlamm Gebetkügelchen, um die Zahl der ausgestoßenen Anrufungen feststellen zu können. Er konnte nicht sagen, ob es Tag oder Nacht war: er schlief, wenn er müde war und wenn er erwachte, setzte er sich auf. Plötzlich bemerkte er in der Ferne das Licht von Lampen, worüber sich die Geister freuten. „Das ist Herr Lung-fei mit unserer Nahrung", sagten sie und luden Tai ein, mit ihnen zu kommen; und als er sagte, er könne des Wassers wegen nicht, trugen sie ihn hinüber. Nachdem sie sich des breiten Wassers wegen bald da und dorthin gewendet hatten, erreichte er einen Platz, über den allein zu schreiten ihn die Irrlichter baten. Und dann hatte er das Gefühl, Stufen zu steigen; sie führten zu einem Raum, der von einer armdicken Kerze beleuchtet wurde. Da Tai das Licht nicht gleich bemerkt hatte, war er überaus erfreut, als er es gewahrte, und trat ein. Aber als er einen alten Mann mit Gelehrtenrock und Kappe an dem Ehrenplatz eines Tisches sitzen sah, hielt er inne und wagte nicht, weiter zu gehen. Doch der alte Mann hatte ihn bereits wahrgenommen und fragte, wieso es käme, daß er, ein lebendiger Mensch! hatte herkommen können. Tai warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm alles. Worauf der alte Mann ausrief: „Mein Urenkel!" Er bat Tai, aufzustehen, bot ihm einen Sitz an und erklärte ihm, daß sein eigener Name Tai Chyien wäre und daß er andererseits auch als Lung-fei bekannt sei. Er erzählte ferner, daß in vergangenen Tagen ein unwürdiger Enkel von ihm, namens T'ang, sich mit einigen Schurken verbunden und einen Brunnen in der Nähe seines Grabens gegraben hätte, wodurch der Frieden seiner ewigen Nacht gestört worden wäre. Deshalb also hätte er den mit Salzwasser überflutet, wobei die Kerle ertrunken wären. Dann fragte er Tai nach dem gegenwärtigen Allgemeinbefinden der Familie.

Nun war Tai ein Nachkomme eines der fünf Brüder, von deren ältesten T'ang selbst abstammte. Und ein einflußreicher Mann des Ortes hatte T'ang verleitet, eine Mine in der Nähe des Familiengrabes zu eröffnen. Seine Brüder wagten es nicht, sich einzumischen und nach und nach stieg das Wasser und alle Arbeiter ertranken, worauf die Verwandten der Dahingeschiedenen Schadenersatzansprüche zu stellen begannen; T'ang und sein Freund verarmten und T'angs Nachkommen gerieten in äußerste Not. Tai war ein Sohn eines der Brüder des T'ang und als er diese Geschichte seiner Vorfahren hörte, sprach er mit dem alten Mann darüber. „Wie könnten sie anders denn unglücklich sein", rief dieser. „Mit solch einem unkindlichen Vorfahr? Eines Tages sagte der alte Mann zu ihm: „Deine Zeit der Sühne ist beinahe um und du wirst nun wieder in die Welt oben zurückkehren können. Mein Grab steht in der Nähe der Kohlenmine und der rauhe Wind spielt mit meinem Gebein." Tai versprach alles gut zu machen, worauf der alte Mann alle Geister zusammenrief und ihnen auftrug, Tai an den Ort zurückzuführen, wo sie ihn gefunden hatten. Die Geister bückten sich nun nacheinander und baten Tai, ja nicht sie zu vergessen, während er selbst es sich gar nicht vorstellen konnte, wie er wieder nach oben gelangen sollte.

Inzwischen hatte Tais Familie ihn überall gesucht und seine Mutter hatte die Behörden von seinem Verschwinden in Kenntnis gesetzt, wodurch eine große Zahl von Personen mit hineinverwickelt wurden, ohne daß man indessen irgend eine Spur des Vermißten fand.

Während er unten im Brunnen gewesen war, hatte der Nachbar, der ihm in die Tiefe gestoßen hatte, sein eigenes Weib totgeschlagen; und da sein Schwiegervater ein Verfahren gegen ihn einleiten ließ, wurde er für länger als ein Jahr eingekerkert; inzwischen wurde sein Fall untersucht. Als er freigelassen wurde, war er nur mehr ein Sack voll Knochen. Als er hörte, daß Tai wieder ins Leben zurückgekommen war, erschrak er heftig und floh. Die Familie versuchte Tai zu überreden, ihn verfolgen zu lassen, doch der wollte nicht, erklärte vielmehr, was ihm zugestoßen, sei die richtige Strafe für sein eigenes schlechtes Betragen gewesen und hätte nichts mit dem Nachbarn zu tun. Hierauf wagte jener Nachbar zurückzukehren. Und als das Wasser im Brunnen ausgetrocknet war, mietete Tai Männer, die hinabstiegen und die Knochen sammelten, die er in Särge legte und an einem Ort begrub. Er suchte dann Lung'fei's Namen in den Familientafeln des Stammbaumes und fuhr fort, alle Arten von köstlichen Dingen auf seinem Grab zu opfern. Mit der Zeit erfuhr der Literaturkanzler, der überdies mit Tais Aufsätzen sehr zufrieden war, diese sonderbare Geschichte. Tai bestand nacheinander seine Prüfungen und als er den Grad eines Meisters erreicht hatte, kehrte er heim und begrub neuerdings Lung'fei's Gebeine auf der östlichen Ebene und kehrte regelmäßig im Frühling dahin zurück, ihm seine Verehrung zu bezeugen.

Diamantenrausch

... Es war einmal ein steinreicher alter Mann, der nicht mehr wußte, was er mit seinem vielen Geld anfangen sollte; alle Freuden der Welt hatte er schon genossen und es gab nichts Neues mehr für ihn. Er langweilte sich. Da kam ihm plötzlich eine herrliche Idee, die er sofort im ganzen Lande verkünden ließ.

Und alle Menschen, welche die Nachricht vernahmen, eilten vor das prächtige Schloß des Alten.

Dieser hatte in seinem Keller ungeheure Mengen von Goldstücken aufstapeln lassen und jeder, der im Laufe von drei Minuten in den Keller hinabsteigen und wieder heraufkommen konnte, durfte alles Gold, das er in den drei Minuten erraffte, für sich behalten. Doch jene, die nach drei Minuten nicht wieder oben waren, mußten das eroberte Gold wieder hergeben.

Die Menge strömte herbei und mit Freudengeheul unterzog sie sich der Probe. Einer nach dem anderen stürzte sich in den Keller und zitternd vor Gier und halb gelähmt vor Angst, die kostbaren Minuten zu versäumen, wühlten sie im Gold, stopften sich die Taschen voll, schleppten und schwitzten und sogar den Mund füllten sie sich mit Münzen. Und währenddessen verging die Zeit, und oben angekommen, mußten sie das schwer erkämfte Gold wieder hergeben, denn die drei Minuten waren vorüber. Viele wurden wahnsinnig und starben vor Aufregung.

Und der Alte stand vor der Kellertür, mit der Uhr in der Hand und bog sich vor Lachen über den gut gelungenen Witz...

Die Geschichte geht nicht weiter, und man weiß nicht, ob die enttäuschte Menge nicht schließlich das Schloß stürmte und den Alten erschlug.

Ein Ereignis, das sich vor einigen Wochen in Transvaal zutrug, erinnert sehr an jene Geschichte vom reichen Alten, sowohl durch die Tatsachen selbst, als auch durch die Grausamkeit und Unmoral des ganzen Vorganges.

Tage- und -wochenlang lebte Grasfontein-Farm im Distrikt Lichtenburg im Transvaal in Angst und Aufregung, und Hunderte und Tausende Menschen strömten herbei. Die drahtlose Telegraphie hatte die Neuigkeit über die ganze Erde verbreitet, daß man neue Diamantenfelder entdeckt habe, und die Sitte im Transvaal will es, daß diese Diamantenfelder auf ganz besondere Art aufgeteilt werden: Man veranstaltet ein großes Weitlaufen, und die zuerst ankommen, denen gehört die Parzelle, die sie als Erste betreten.

25 000 Konkurrenten sollten am 25. Februar ihr Glück versuchen. Doch die Zwischenfälle, die sich an jenem Tag zutrugen und es verhinderten, daß das Zeichen zum Starten gegeben werden konnte, beweisen uns, wie grausam diese Art der Verteilung der Diamantenfelder ist, wie unmoralisch und nur dazu angetan, die niedrigsten Instinkte im Menschen zu erwecken.

25 000 waren es, aus aller Länder gekommen! Man hatte ja die Neuigkeit schon drei Monate vorher über die ganze Erde verkündet. Und so kamen sie, die Tausende, von den Küsten Afrikas, von Südamerika, von Europa und von Asien. Man sah sogar Chinesen; ja vereinzelte Frauen wagten auch den Lauf. Enterbte, die ein letztesmal ihr Glück versuchen wollten, waren über Meere gezogen und hatten ihr Letztes ausgegeben, um den verlockenden Aufruf zu folgen. Eltern, Frau und Kind hatten viele verlassen; andere verkauften Haus und Hof in der Hoffnung auf einen sicheren Reichtum.

Doch zwischen den 25 000 gab es auch professionelle Läufer, welche von den Gesellschaften und Trusts, die die Diamantenfeler im Transvaal ausbeuten, angeworben worden waren. Natürlich mußten diese Läufer allen anderen zuvorkommen und nahmen im Namen der Gesellschaft, die sie vertraten, von den ergiebigsten Teilen der Diamantenfelder Besitz.

Am 25. Februar früh morgens drängten sich die 25 000 Konkurrenten auf dem Startplatz. Zwanzigmal glaubte die halb wahnsinnige Menge das Signal zum Start gehört zu haben, das noch gar nicht gegeben worden war. Mit aus den Höhlen tretenden Augen, Haß und Gier in den verzerrten Zügen, so standen diese Menschen da. Zwanzigmal mußten die Polizisten diese Masse von Tollgewordenen zurückdrängen. Und endlich geschah, was zu erwarten war. Die Menge ließ sich nicht mehr zügeln, durchbrach die Reihe der Polizisten und begann zu laufen... zu laufen, dem Reichtum entgegen. Der Diamantenrausch hatte sie ergriffen.

Militär mußte eingreifen, und die Menge wurde verfolgt und mit Mühe und Not zurückgedrängt.

Der Nächste Start sollte am 4. März stattfinden. Militär und Wache wurde aufgeboten. Diesmal konnte man die Menge bis zum Signal zum Starten bändigen. Aber einmal losgelassen, gab es kein Halten mehr. Die entsetzlichsten Szenen spielten sich ab. Die Schwächeren unter den Läufern konnten bald nicht mehr weiter, fielen hin und die anderen stürmten über sie hinweg; zertreten und verstümmelt las man sie nach dem Weitlauf zusammen. Viele wurden wahnsinnig und begannen zu toben, manche starben an Herzschwäche; es gab welche, die sich töteten, als sie sahen, daß sie niemals das Ziel erreichen würden. Auf den Diamantenfeldern selbst begann aber erst das wahre Schlachten. Jeder wollte den anderen von seinem Platz verdrängen, wüstes Handgemenge entspann sich, Messerstiche, Revolverschüsse, manche erwürgten ihren Gegner einfach mit den Händen. Es gab Verwundete, Tote und Verrückte...

Während dieser Zeit bewegte sich ein langsamer Zug von allen möglichen, Händlern, hauptsächlich solchen, die Getränke feilboten, den Diamantenfeldern zu. Langsam errichteten sie ihre Verkaufsbuden und begannen bedächtig Eßwaren, Alkohol und andere Gegenstände auszupacken. Zweifellos machten diese Händler das beste Geschäft bei der Sache, diese kleinen Händler und die großen Diamantentrusts, für welche die Berufsläufer die schon im Voraus bestimmten Diamantenfelder im Besitz genommen hatten.

Im zwanzigsten Jahrhundert, in unserer zivilisierten Welt wohnen wir einem derartigen Schauspiel bei!

Die Kriegslust ist ewig wach im Menschen.

Teddy, der Clown

„Gewiß, Teddy, Sie bringen uns Glück."

Der kleine bucklige Mann sah fast erschrocken auf. Zögernd suchten seine Augen den roten Mund, der so schmeichelnde Worte sprach.

„Ich? Glück?" stotterte er und schüttelte seinen für die übrigen Proportionen seines Körpers viel zu großen Kopf. „Glück? Warum?"

„Wissen Sie denn nicht, daß unter den Zirkusleuten ein Aberglaube herrscht? Wenn sich in ihrer Gesellschaft ein Verwachsener befindet, so sind sie vor Unheil geschützt?" wollte Frau Ellen antworten, aber aus Zartgefühl schwieg sie. Unwillkürlich hob sie die Hand, als ob sie den Kleinen liebkosen wollte.

„Warum, Teddy? Weil Sie unser lieber, lustiger Spaßmacher sind."

„Der arme Clown!" Teddy lächelte bitter. „Mein Beruf ist mir nur ein trockener, sandiger Nährboden", sagte er dann langsam. „Ich ringe mir die verhaßten Albernheiten, mit denen ich das Publikum Abend für Abend ergötzen muß, mühsam aus dem Gehirn. Meine Seele weiß nichts davon. Soll ich Ihnen anvertrauen, was ich oft denke."

„Vielleicht an das Wort des Bajazzo: Die Leute wollen lachen für ihr Geld?"

„Den Bajazzo kenne ich nicht. Aber vor einigen Jahren war einmal ein Lautenschläger bei uns. Der sang in den Zwischenakten fröhliche und wehmütige Lieder. Eins handelte von einem Narren, der seinen Herrn so gut unterhalten hatte, daß er ihn fragte, wie er ihm eine Gnade gewähren könnte. Und was antwortete der Narr? Meine Mutter legt sich zum Sterben hin. Erlaubt, daß ich heute traurig bin..."

„Nerven, Teddy. Sie sind erholungsbedürftig, überanstrengt."

„Nein, nein! Glück, sagen Sie, bringe ich? Ach, mir will es manchmal scheinen, als hätte ich den Tod zu verkörpern. Wenn ich angemalt und angeputzt in der Manege stehe und sehe, wie das Publikum lacht, nascht und flirtet, ohne zu ahnen, daß einige Minuten später ein armer Teufel mit Todesgefahr ein Kunststück ausführt, so kommt mir das Groteske vor, widersinnig, wie das Leben überhaupt."

„Teddy, Sie gehören im Grunde nicht zu den Leuten vom Sand. Sie haben kein Artistenblut."

Der kleine Mann zog schwer den Atem ein.

„Ich leide, wenn andere jauchzen. Mir riecht der Sand nach Verwesung. Haben Sie von Aeros gehört?"

„Er soll sich alle Glieder gebrochen haben."

„Verrückter Kerl! Der hatte das sogenannte Artistenblut. Er konnte ohne den Beifallsjubel der Menge, ohne das Gefühl der Spannung, das sich seiner bemächtigte, wenn er sein Leben aufs Spiel setzte, nicht sein. Aus reiner Liebhaberei trat er öffentlich auf. Er besitzt eine Möbelfabrik, die ihm gestatten würde, ein behagliches, sorgenfreies Leben zu führen. Seit einer Woche gastierte er bei uns und löste Abend für Abend dieselbe Aufgabe. Von einem mehr als zwanzig Meter hohen Mast sprang er im vierfachen Saltomortale hinab auf eine Rutschbahn, auf der er mit der Brust landete, um dann in mehreren Schleifen auf den Boden zu gleiten. Die ganze Chose dauerte höchstens fünf Sekunden und wurde stets mit größter Genauigkeit und fabelhafter Ruhe ausgeführt. Auch gestern bestieg Aeros, nachdem er sämtliche Pfähle, Ketten und Taue sorgsam geprüft hatte, langsam das Gerüst, trat oben an die Brüstung, schaute hinab und sprang. Aber zum erstenmal in seinem Leben gelang die Todesfahrt nicht. Mit ungeheurer Wucht schlug er, einige Zentimeter zu tief landend und neben dem Anfang der Rutschbahn vorbeifliegend, unten auf dem Rasen auf. Nun liegt er im Krankenhaus, und wenn er mit dem Leben davonkommen sollte, wird er doch wohl schwerlich wieder seiner Liebhaberei nachgehen können."

„Gestern, sagen Sie, ist das geschehen?"

Frau Ellen war leichenblaß geworden.

„Teddy, an derselben Stelle muß mein Mann heute arbeiten. Er ist abergläubisch wie ich, nur anders. Fest ist er davon überzeugt, daß ein Unglück ein zweites nach sich zieht. Versprechen Sie mir, daß Sie ihm nichts von Ihrem gestrigen Erlebnis mitteilen wollen?"

„An mir soll's nicht liegen."

Mit schmerzhaftem Druck umschloß der Clown die schmale Frauenhand, die sich ihm entgegenstreckte. —

Das Versprechen des kleinen buckligen Mannes war überflüssig, denn Harro, der Drahtseilläufer und Gatte der schönen, liebenswürdigen Frau Ellen, war bereits von allen Seiten über den Unglücksfall unterrichtet worden.

Eine Stunde vor der Aufführung fand seine Frau ihn, schwermütig vor sich hinstierend, bei einem Glase Sekt, und da wußte sie sofort Bescheid.

„Harro, Geliebter, du fühlst dich nicht wohl. Laß mich zum Direktor gehen und dich krank melden."

Ein müdes Lächeln spielte um die Lippen des Artisten.

„Der Direktor würde uns beide zum Teufel jagen, wenn ich ihm heute, am ersten Abend unseres Gastspiels, das Programm verderben wollte. Wovon leben, mein Kind, in diesen schweren Zeiten? Engagements lassen sich nicht aus dem Aermel schütteln."

Weinend drängte sie sich an ihn.

„Ich will mit dir hungern, Harro, gern ziehe ich als Bettlerin mit dir durch das Land. Nur heute, heute — —" Ihre Worte gingen unter in einem neuen Tränenstrom.

Er streichelte ihren Kopf, goß sich dann noch einmal ein und stürzte den Wein hinunter.

„Phantasien, Kind!"

Der Zirkus war an diesem Abend bis auf den letzten Platz besetzt. Die ganze Stadt sprach von Aeros, und viele waren gekommen, um den Ort zu sehen, wo er aus der Höhe abgestürzt war. Die Artisten schienen den Unglücksfall bereits vergessen zu haben, und eine Nummer des Programms folgte der anderen in spielender Leichtigkeit. Den größten Beifall fand Teddy, der Clown. Immer wieder tauchte seine groteske Gestalt in den Zwischenakten auf, und seine Witze waren so einzigartig und geistvoll, daß wohl jeder einen köstlichen Genuß davon hatte.

Endlich erschien der berühmte Drahtseilläufer, dessen Auftreten auf den Plakaten in Riesenbuchstaben angekündigt war. Er hatte sich ein Seil gespannt, das vom Erdboden schräg nach oben laufend auf einem Mast endete. Während die Musik leise spielte, begab er sich auf seinen gefahrvollen Weg. Alles schien gut zu gehen, aber in halber Höhe begann er merklich zu schwanken. Mit angehaltenem Atem saß das Publikum da. Die Musik brach schrill ab, um anzuzeigen, daß es sich um Leben und Tod handelte. Plötzlich vernahm man einen Schreckensruf. In einem Trapez über dem Drahtseil saß Frau Ellen und beobachtete mit todesbangen Augen die Bewegungen ihres Gatten. Gleich darauf ertönte ein Schrei aus tausend Kehlen. Aus der Höhe kam ein schwarzer Körper herabgesaust und schlug hart auf dem Rasen auf.

„Tot!" sagte achselzuckend der Arzt, der sofort zur Stelle war.

Panikartig wollte das Publikum den Zirkus verlassen. Man hörte lautes Wehklagen, nervöses Weinen. Aber da stand plötzlich wieder Teddy, der Clown, in der Manege, drehte sich wie in ausgelassenem Jubel, pfiff und schrie, daß es allen, die es hörten, durch Mark und Bein ging.

„Ich bringe Glück. Juchheißa, ich bringe Glück. Der Tod ist das Glück, und der Sand riecht darum nach Verwesung. Frau Ellen, Geliebte, steig' herab! Der Tod will dich umarmen. Komm, komm! Ich liebe dich, schöne Witwe!" Dabei wippte er fortwährend seinen Zylinderhut auf die Spitze seiner Schuhe und wieder zurück auf seinen viel zu großen Kopf...

Schaudernd erkannten alle, daß nicht nur das erste Unglück ein zweites, sondern auch noch ein drittes nach sich gezogen hatte: Teddy, der Clown, war wahnsinnig geworden.

„Nerven!" sagte irgendwo eine Stimme.

Das Gespenst

In meiner Wohnung habe ich nichts Besonderes bemerkt und erlebt, außer daß ich etwa eine Woche krank lag, da ich mich stark erkältet hatte. Mit Ausnahme des Hausknechtes pflegte niemand sonst zu mir zu kommen, aber auch er kam während jener Krankheit alles in allem nur zweimal im Tage zu mir, denn wir Leute geben uns nicht viel mit einer Krankheit ab — und ich bedurfte der Einsamkeit so sehr!

Aus diesem Grunde fühlte ich mich in jenem Hause so glücklich und obzwar ich niemals über meine Zukunft nachdachte, wünschte ich mir damals insgeheim, daß mein Leben sich nie mehr ändere. Täglich Gott zu empfangen, auf dem Lande zu leben, kein „Gegenstand der Aufmerksamkeit" zu sein, gleichsam begraben zu sein und doch neben sich einen Bauernjüngling zu haben, der in dir sich selbst erblickt, so wie wie auch du dich selbst in ihm siehst und ihr schweigt beide und die Welt ist so fern und des einen Schmerzen, sofern es überhaupt welche gibt, scheinen die des anderen so leicht zu beseitigen, mein Gott, so kindisch zu sein und beide bedauern einander und so überflüssigerweise, daß es nichts Herrlicheres geben kann . .

Ich war bereits wieder gesund und kehrte vom Abendspaziergang heim, es war fast schon finster und auf dem Hofe hörte ich zwei Stimmen, eine energische und eine beschwichtigende, aber ich durchschritt das Tor, man konnte mich nicht sehen und die Stimmen ertönten irgendwo in der Nähe des Saals. Ich hielt inne und da vernehme ich, daß irgendein Mensch mich besuchen will, aber mein Hausherr will es ihm ausreden und wendet unter anderem ein, ich sei nicht daheim. „Gast ins Haus, Gott ins Haus", sagte ich mir und ging auch schon jenem Unbekannten entgegen. Er war erfreut, als er mich erblickte, aber ich bemerkte, daß diese Freude doppelsinnig war und eher mein Hausherrn als mich betraf, sie war mir unlieb, sie war spöttisch und bedeutete: „Da seht ihr, ihr wolltet mir einreden, er sei nicht zu Hause, oder er werde vielleicht gar nicht mit mir reden, und nun seht ihr, daß er mich sogar einlädt!" Ich lud den Menschen wirklich ein, ohne auf den warnenden Blick meines Hausherrn zu achten, der offenbar etwas befürchtete. Und als ich meinen Gast in das Ausgedingestübchen führe, blieb mein Hausherr noch eine Weile hoffnungslos in dem Winkel vor dem Saale stehen.

Also mein erster Gast! Ich war naiv wie ein Novize, ich war stolz wie eine Braut, wenn ihr erster Bräutigam naht. Ich führte den Unbekannten in meine Stube; es war bereits ganz finster und der Mensch redete andauernd und so laut, wie man nur bei Licht spricht, oder am hellichten Tage, oder wenn man einander seit langem kennt. Aber ich kannte diesen Menschen überhaupt nicht und sein lautes Reden war so farbig, um nicht zu sagen: dramatisch, daß es in keiner Weise dieser Finsternis entsprach, und ich sagte, ich werde Licht machen, aber er hörte mich kaum und antwortete gar nicht, und da schloß ich die Türe und zündete die Lampe an und zog den weißen Fenstervorhang herunter und bot dem Ankömmling einen Stuhl an. Und da wurde mir bewußt, daß dieser Mensch sich niemals setzen werde! Er setzte sich tatsächlich nicht, ich freilich gleichfalls nicht, denn das wäre unhöflich gewesen, aber mein Gast sah sich in meinem Zimmer um, maß mit den Augen seine Ausdehnung und sagte, gleichsam überlegend, langsam und mit halbem Spötteln: „Sie haben es hübsch hier! Also da ist Ihr Tisch, hier schlafen Sie" — dabei trat er zu einem Bette hin, nickte, dem Licht abgekehrt, mit dem Kopfe, streichelte meine Bettdecke, auf einmal wandte er das Gesicht ins Licht, deutete mit der Rechten auf mein Lager, blickte mir gespannt in die Augen und wiederholte, gleichsam im Selbstgespräch: „Also hier schlafen Sie?"

Ein Frostschauer überlief mich, denn der Blick dieses Menschen war so dreist, so böse und so zweideutig — und auf einmal packte mich dieser Mensch vorn am Rockkragen, zerrte mich ans Licht, sah mir wütend in die Augen, dabei aber lächelte sein Mund verzerrt und er zog mich immer näher zu sich, bis ich seinen Atem spürte und jede Pore seines weißen Grauens sah, er bohrte in meine Augen seinen Blick und sprach ganz langsam: „Sie sind — ein Priester? Und was würde geschehen, wenn ich Ihnen sagen würde, daß ich jemand ermordet habe?"

Ich blieb unverändert, nur meine Augen erweiterten sich, auf des Sprechers Augen gerichtet, und ich fühlte mein Gesicht hagerer werden und klarer.

Darum hatte es sich ihm gehandelt! Er wollte Gewißheit haben, ob sich in Gottes Werke etwas verändert hatte!

Und da sah er, daß eigentlich nichts geschehen war, denn es war geschehen, daß jemand da war, der bereits eingeweiht war und es gemeinsam abbüßen würde . . .

Er atmete auf, ließ von mir ab und begann zu scherzen: „Den Fratzen habe ich getötet — Sie dürfen nichts anderes glauben — den Fratzen habe ich getötet!"

Alle Züge in seinem Gesicht hatten sich verändert, er wurde fröhlich, begann sogar Dummheiten zu erzählen, Jungenstreiche aus seiner Kindheit, ja er fing sogar zu singen an, als wenn ich gar nicht anwesend gewesen wäre — dann drückte er mir kräftig die Hand, schüttelte sie und sagte flüsternd: „Gute Nacht, Hochwürden!"

Seit damals habe ich ihn nicht erblickt und auch niemand nach ihm befragt.

Sei darauf bedacht, daß unter dem weichsten Samt ein hartes Herz schlagen kann und daß oft das edelste Gemüt nur in Holzschuhen durchs Leben schreitet.

Einen sehr hungrigen Menschen essen zu sehen — bereitet es nicht ein fast schmerzliches Gefühl?